

Ethik als ästhetisches Phänomen¹

1. Gut heißt gut – und sonst nichts

(1) Ethik sagt uns, was wir tun sollen. Warum sollen wir es tun? Die Antwort lautet: Weil es *gut* ist. Aber warum soll man das Gute tun? Gewöhnlich laufen die Antworten auf diese Frage darauf hinaus zu sagen, das Gute solle man tun, weil man so dem Menschen und der Gesellschaft nütze. Offensichtlich kann man jedoch hier jetzt weiterfragen: Warum soll man dem Menschen und der Gesellschaft nützen? Und die Antwort kann nur lauten: Weil es gut ist. Naturalistische Ethiken versuchen oft, hier eine andere Antwort zu geben, indem sie etwa sagen, den Menschen zu fördern, heiße, die Evolution zu befördern. Soziale Ethiken sagen, man müsse der Gesellschaft nützen, damit diese einst besser, gerechter, werde. Aber bei all diesen Antworten kann man immer wieder fragen: Warum soll man die Evolution befördern, und warum soll die Gesellschaft gerechter werden? Am Ende kann immer nur die Antwort stehen: Weil es *gut* ist. Das ist der Zirkel, aus dem nicht herauszukommen ist: Warum soll man das Gute tun? Weil man auf diese Weise human ist. Warum soll man human sein? Weil es gut ist. Alles läuft auf den Zirkel hinaus: Warum soll man das Gute tun? Weil es gut ist.

(2) Der Zirkel rührt daher, dass sich das Prädikat „Gut“ durch kein anderes ersetzen, auf kein anderes zurückführen lässt.

[a] Manche meinen, „gut“ bezeichne dasjenige **Element** oder denjenigen **Teil** einer „guten“ Sache, deretwegen wir die Sache „gut“ nennen. „Gut“ ist aber kein identifizierbarer Bestandteil der Sache, in dem ihre Gutheit lokalisiert wäre. Man kann beispielsweise nicht sagen: Dass Du Deine alte Großmutter besucht hast, diese Tat wurde genau dadurch gut, dass sie an diesem bestimmten Zeitpunkt geschah, oder dass Du viermal statt nur einmal gelächelt hast, oder dass Du in freundlichem Tonfall gesprochen hast, oder dass Du diese bestimmten Sachen gesagt hast, und so fort. Nichts Einzelnes an einer Tat macht diese gut: Gutsein besteht nicht darin, in diesem oder jenem Ton zu sprechen, oder dies und das zu sagen, oder dergleichen. Denn man kann in freundlichem Ton Schlimmes sagen, und dann ist der freundliche Ton dennoch nicht gut.

Zusatz: Man kann also nicht sagen, „gut“ sei ein einzelnes Element, das man bei der Analyse eines gegebenen Ganzen (der guten Sache) identifizieren und isolieren könne. Hierfür hat George Edward Moore das im Text genannte Argument formuliert.² Mit „gut“ meinen wir etwas, das von ganz anderer Art ist, als die Bestandteile, in die man die gute Sache zerlegen kann. So ähnlich wie das Leben eines Leibes nicht eine seiner Zellen ist, sondern deren funktionierende Gesamtheit.

[b] Ganz ähnlich meinen manche, „gut“ sei bloß ein anderer Name für eine **in der Erfahrung identifizierbare Eigenschaft** (Moore sagt „*natürliche Eigenschaft*“³) – also etwa „hilfsbereit“, „gerecht“, „lustvoll“, „barmherzig“ und so fort. Tatsächlich aber ist „gut“ kein Name für irgendeine andere Eigenschaft, sondern eine ganz eigene, von allen anderen verschiedene Eigenschaft. Das Gutsein kann sich an anderen Eigenschaften zwar zeigen, aber es ist nicht mit ihnen identisch. Zum Beispiel ist „gut“ eine Ei-

¹ Vortrag beim Symposium „Ethik und Ästhetik – Eine Herausforderung für Schule und Bildung“ an der Ludwig-Maximilians-Universität, München, am 30. Mai 2008.

² Moore 1903, 46f (§ 13, Ziffer 1)

³ Moore 1903, 43f (§ 12), 77 (§ 26). „Natürlich“ heißen diejenigen Gegenstände und Eigenschaften, die „*Gegenstand der Naturwissenschaften und auch der Psychologie*“ (78 [§ 26]) sind.

genschaft, die normalerweise der Eigenschaft, hilfsbereit zu sein, zukommt. Aber sie kommt ihr nicht immer zu: Einem Intriganten, Bankräuber oder Terroristen gegenüber hilfsbereit zu sein, ist nicht gut. Gutsein heißt eben nicht einfach hilfsbereit zu sein, sondern bedeutet eine *besondere* Eigenschaft, die zur Hilfsbereitschaft hinzutreten kann, aber nicht muss. Und gewöhnlich ist eine Tat der Barmherzigkeit gut. Aber wenn ich über der Barmherzigkeitsübung einem anderen gegenüber es versäume, mein eigenes Kind aus einer Lebensgefahr zu retten, dann ist die Barmherzigkeit hier offenkundig schlecht, dann kommt ihr hier die Eigenschaft „gut“ nicht zu.

Zusatz: Man kann also nicht sagen, „gut“ sei bloß eine andere *Bezeichnung* (ein *flatus vocis*) für Eigenschaften wie „hilfsbereit“ und dergleichen, und *bedeute für sich selbst gar nichts*. Hierfür hat George Edward Moore das im Text genannte Argument formuliert.⁴

- [c] Manche **Handlungstypen** sind immer mit der Eigenschaft „gut“ verbunden, wie z. B. das Treusein in der Ehe, das Heilen durch den Arzt, die Ehrlichkeit im Geschäftsleben. Dennoch ist „gut“ nicht ein Synonym zu diesen Handlungstypen, denn wenn wir sagen, eheliche Treue ist gut, meinen wir etwas anderes als nur „*eheliche Treue ist eheliche Treue*“, sondern wenn wir das Treusein als „gut“ bezeichnen, meinen wir über das Treusein hinaus, dass es sein *soll*, d. h. wir drücken damit einen **Vorrang** dieses Handlungstyps vor seinem Gegenteil aus – und zwar einen Vorrang, der **unabhängig vom Belieben des handelnden Subjektes oder von den je gegebenen Umständen** besteht. „*Treue in der Ehe ist gut*“, bedeutet nicht „*Dieser und jener hält die Treue in der Ehe für gut, andere nicht*“, sondern es bedeutet „*Für jeden gilt, dass diese Treue gut ist*“, egal wie sein subjektives Belieben und die Umstände gerade gelagert sind.

2. Gut, bejahungswürdig, schön

(3) Mit „*gut*“ bezeichnen wir also keine sichtbare oder sonstwie empirisch greifbare Eigenschaft, dennoch aber meinen wir damit nicht einfach Nichts, denn wir verbinden mit „*gut*“ einen eigenständigen Sinn, und zwar den Sinn, dass dem, was wir als „*gut*“ bezeichnen, der **objektive Vorrang** gebührt vor dem Gegenteil. Gut sein heißt **bejahungswürdig** sein. Wohl-gemerkt: bejahungswürdig, nicht *faktisch* bejaht. Man kann Dinge bejahen, die der Bejahung unwürdig sind. Mit dem Urteil, dass etwas bejahungswürdig sei, drücken wir nicht nur unser subjektives Meinen aus, sondern wir stellen an den anderen die Zumutung, es ebenso zu sehen – und zwar nicht, es so zu sehen, weil *wir* wollen, dass er es so sieht, sondern es als Eigenschaft der *Sache selbst* zu sehen, als eine objektive Eigenschaft.

(4) Gut sein heißt also bejahungswürdig sein, und zwar bejahungswürdig **um seiner selbst willen** sein. Wer es aus Sittlichkeit verschmäht, durch eine böse Intrige Karriere zu machen, selbst wenn er sicher sein kann, nicht entdeckt zu werden, der tut es nicht deswegen, weil er sich davon einen Nutzen versprache, sondern weil er es für besser hält, gerecht zu sein statt ungerechten Nutzen zu haben. Aber weswegen sollte das besser sein, wenn es doch keinen Nutzen bringt (den Nutzen der Karriere versäumt er gerade, wenn er gerecht bleibt)? Es ist besser, weil es in sich selbst mehr Zustimmung verdient. Aber wodurch verdient etwas **in sich selbst** Zustimmung? Nun eben dadurch, dass es so ist, wie es ist – d. h. dass es **schöner** ist als das Andere, als der Nutzen, den man statt seiner erreichen könnte.

Zusatz: Wer dagegen die Gerechtigkeit um des Nutzens willen nur ausübt, der sagt ihr in's Gesicht, „*daß es*

⁴ Moore 1903, 47f (§ 13, Ziffer 2)

nicht ihre Schönheit, sondern nur der Vortheil sei, der uns an sie knüpfe“ (Kant IV, 442f).

(5) Platon hat das Gedankenexperiment vom „*leidenden Gerechten*“ ersonnen. Was wird der wahre Gerechte tun, wenn er wegen seiner Gerechtigkeit Nachteile hat, wenn seine Gerechtigkeit von anderen als Ungerechtigkeit verleumdet wird? Platon sagt: Wenn es ihm wirklich um die Gerechtigkeit geht, dann wird er dieses Leid in Kauf nehmen. Aristoteles war skeptisch, ob irgendjemand in der Liebe zur Gerechtigkeit so weit zu gehen bereit und fähig wäre (und wir sind hier wohl alle – auch aus Selbsterkenntnis – skeptisch). Aber es gibt Menschen, die uns zeigen, dass ihnen die Gerechtigkeit mehr bedeutet als das eigene Leben. Gerade hier an der Ludwig-Maximilians-Universität hat Sophie Scholl dieses Beispiel gegeben. Um was ging es Sophie Scholl? Letztlich darum, dass sie sich selbst nicht als Kollaborateurin Hitlers sehen wollte, dass sie eine gerechte Existenz für schöner hielt als ein Leben in Ungerechtigkeit. Das war natürlich keine Schönheit, wie wir sie von den kleinen Gütern des Alltags her kennen, sondern es war die sozusagen bittere Schönheit der Gerechtigkeit. Aber es war eine Schönheit, denn sie war es Sophie Scholl wert, um der Gerechtigkeit willen alles andere aufzugeben, sogar das Leben.

(6) Was meinen wir, wenn wir sagen, etwas sei „*schön*“, wenn wir etwas als „*schön*“ erleben? Schön ist dasjenige, von dem es gut ist, dass es ist und dass es so ist, wie es ist, weil sein Anblick Freude macht, und zwar nicht wegen etwas anderem, sondern ***um seiner selbst willen***. Das Kind im Tierpark ist fasziniert von der Schönheit des Löwen. Was hat es vom Löwen? Es kann mit dem Löwen nicht spielen, er kann ihm nicht bei den Hausaufgaben helfen – das Kind kann den Löwen nur anschauen. Es hat nichts für sich von dem Löwen, als nur ihn selbst, nur seinen Anblick. Aber genau dieses auf die eigenen Belange vergessene Anschauen des Löwen, macht dem Kind Freude – und je mehr es sich und seine Belange über dem Löwen vergessen kann, desto tiefer empfunden ist die Freude am Anblick des Löwen. **Die Bejahungswürdigkeit des Schönen bedeutet, dass das Gute oder Schöne nicht um irgendetwas anderen willen bejaht wird, sondern um seiner selbst willen.** Der Dichter, der den Mond besingt, will nur das schöne Leuchten des Mondes selbst, er will es nicht als Mittel, um bei Stromausfall Zeitung lesen zu können. Die Schönheit des Mondes ist die Würde des Mondes, im Leuchten zur Zeitungslektüre liegt nur sein Wert.

(7) Also: ***Gut*** sein heißt, bejahungswürdig ***um seiner selbst willen*** sein, bejahungswürdig um seiner selbst willen sein aber heißt, ***schön*** sein. Ethik hat es mit der Wahrnehmung des sich zeigenden Bejahungswürdigen zu tun. Anders gesagt: sie hat es mit der Schönheit des Guten und der Hässlichkeit des Bösen („*Nichts ist so hässlich als die Rache*“, singt Sarastro) zu tun. Ästhetik ist ursprünglich die Lehre von der Wahrnehmung überhaupt, und wir verstehen darunter heute speziell die Wahrnehmung des Schönen. Und so ist Ethik ein ästhetisches Phänomen, weil die sittliche ***Haltung*** bejahungswürdig oder schön ist, und weil die sittliche Haltung darin besteht, die bejahungswürdigen ***Inhalte*** wahrzunehmen und zu achten.

3. Das Gute zeigt sich als schön

(8) Sittlich gute Handlungen sind bejahungswürdig, und in diesem Sinne schön. Das sittlich Gute ist das Bejahungswürdige im Bereich der menschlichen Handlungen. Nun lässt sich, dass etwas gut oder schön ist, nicht „beweisen“. Beweisen heißt, einen Weg der Überlegung zu etwas zu zeigen, das ***nicht greifbar gegenwärtig*** ist. Weil es nicht greifbar gegenwärtig ist, kann es nicht ***an ihm selbst*** gezeigt, sondern muss ***von etwas anderem her*** bewiesen werden. „*Alle Menschen sind sterblich; Sokrates ist ein Mensch; also ist Sokrates sterblich*“ – das ist ein Beweis. Die Sterblichkeit des Sokrates wird nicht an ihm selbst bewiesen (das gin-

ge nur, indem man ihn tötete), sondern von etwas anderem her (von anderen Menschen her, die gestorben sind, und von der Homogenität des Menschengeschlechtes her). Dieser Beweis zeigt einen Weg der Überlegung zum Sterben des Sokrates, das gerade nicht gegenwärtig ist: stürbe Sokrates gegenwärtig, so bräuchte und könnte man dies nicht *beweisen*, sondern es würde sich *zeigen*. Weil der Beweis der Sterblichkeit des Sokrates auf das noch nicht greifbare Sterben des Sokrates geht, muss er in etwas anderem gründen, als in Sokrates und seinem Sterben selbst. Was nun gut oder schön ist, kann nicht bewiesen werden, sondern muss sich zeigen, es kann nur intuitiv oder durch Evidenz erkannt werden, denn, **wenn man es auf etwas anderes zurückführen, es von etwas anderem ableiten könnte, dann läge die Bejahungswürdigkeit und Schönheit ja in diesem Anderen, nicht in dem Guten und Schönen selbst**. Das Gute und Schöne wäre gar nicht selber gut und schön, sondern durch jenes andere, dessen Gut- und Schönsein wieder von etwas anderem abgeleitet werden müsste – und so fort ins Unendliche.

4. Bejahungswürdigkeit als Nicht-Tatsache: das Sein-Sollen

(9) Häufig in der modernen Moralphilosophie wird „gut“ – und entsprechend „schön“ – nun aber nicht als objektive Eigenschaft der guten oder schönen Sache verstanden, sondern als subjektive, bejahende Einstellung einer Sache gegenüber.⁵ Dergleichen Auffassungen stützen sich oft auf David Hume's Behauptung, die Dinge seien in sich selbst wertneutral, und aller Wert würde ihnen nur von uns (als subjektive Zutat zum objektiven Sein) beigelegt.⁶ Diesen Auffassungen zufolge drückt „gut“ nichts aus, was tatsächlich, *in rerum natura*, bestehen würde, sondern eine subjektive Einstellung, sei es des Individuums, sei es der Subjektivität überhaupt.⁷ Nicht das Gutsein ist eine in der Welt vorkommende Tatsache, sondern nur mein Für-gut-*Halten*.

(10) Ludwig Wittgenstein hat die Auffassung, dass das Gutsein – und entsprechend das Schönsein – keine Tatsache in der Welt, sondern bloß ein Zustand meiner Subjektivität sei, folgendermaßen ausgedrückt: „*Wenn es einen Wert gibt, der Wert hat, so muß er außerhalb alles Geschehens und So-Seins liegen. Denn alles Geschehen und So-Sein ist zufällig*“⁸. Ein Wert, der Wert *hat*, ist ein Wert, der tatsächlich objektiv in seiner eigenen Wirklichkeit Wert *hat* – im Unterschied zu einem Wert, der als Wert bloß *vorgestellt*, zum Wert bloß *erklärt* wird. Ein solcher objektiver Wert in der Sache selbst – so Wittgenstein – kann aber nicht im So-Sein, also im wirklichen, eigenen, objektiven Sein der Dinge liegen, denn dann dürfte das Sein und Geschehen nicht zufällig sein. Die modernen Naturwissenschaften gehen ja davon aus, dass die Dinge zufällig sind, wie sie sind, nicht durch Absicht, und dass es deswegen in

⁵ Huber 2006, § 74

⁶ Hume 1739/1740, 198-211 (Traktat über die menschliche Natur, Drittes Buch, Erster Teil, Erster Abschnitt)

⁷ Wer „gut“ verwendet, äußere eine *Expression* (Alfred J. Ayer), eine *Appellation durch Suggestion* (Charles S. Stevenson), oder er bekunde eine *Dezision* (Max Weber, Richard M. Hare), sein *aufgeklärtes Eigeninteresse* (Spieltheorie, Norbert Hoerster), oder eine unverzichtbare *Rationalitätsstruktur der Subjektivität überhaupt* (Karl-Otto Apel, Jürgen Habermas). Auch Kant hält das Gute für eine Rationalitätsstruktur der Subjektivität überhaupt (für eine transzendente Struktur), aber Gutsein heißt für Kant nicht einfach „transzendente-Struktur-Sein“, wie Quante 2003, 80-85 annimmt. Vielmehr sieht Kant die Geltung der praktischen Vernunftstruktur (allgemeingültige Gesetzmäßigkeit) *metaphysisch* legitimiert durch den materialen Selbstzweckcharakter der Person als Vernunftwesen (Huber 1996, 145-163; Huber 2007). Auch Moore fällt in den Irrtum, für Kant bedeute „gut“, auf eine bestimmte Weise *gewollt* zu werden (Moore 1903, 187-201 [§§ 77-84]). Tatsächlich ist für Kant das Sittliche nicht gut, weil es gewollt wird, sondern es wird gewollt, weil es gut ist. Zu Hoerster vgl. Huber 2006-a.

⁸ Wittgenstein 1921, 111 (Tractatus logico-philosophicus, 6.41)

der Natur kein Sollen gebe (keine Naturteleologie). Was ist mit der Nichtzufälligkeit des Guten und Schönen gemeint?

(11) Was schön und gut ist, ist kein Weltzustand, für den es gleichgültig wäre, welche Gestalt er im nächsten Augenblick annimmt. Schönsein und Gutsein sind **keine Zustände der Zufallswelt**. Schön und gut zu sein, heißt, dass es schade bzw. schlecht wäre, wenn es anders wäre. **Schön und gut zu sein, bedeutet, als gegenwärtiger Drang oder gegenwärtiges Sollen auf eine noch-nicht-gegenwärtige Zukunft zu sein**. Entsprechend bedeutet hässlich und schlimm zu sein – wie etwa Zahnschmerz –, als der Drang zu sein, anders zu sein, als es gerade ist. Schönsein und Gutsein, Hässlichsein und Bösessein, sind Sollenszustände: sie drücken nicht gegenwärtige Tatsachen aus, sondern fordern zukünftige Tatsachen, also Tatsachen, die noch nicht der Fall sind. Ich gebe zwei Beispiele. Erstens: Etwas als **schön** zu erleben, heißt, es nicht nur als momentanes Faktum zu erleben, sondern als etwas, dem Dauer gebührt. Deswegen weckt Schönheit (beim unbefangenen Betrachter) Scheu vor ihrer Zerstörung. Wir erleben beim Anblick des Schönen dessen innere Tendenz auf zukünftiges Sosein: „*Es wäre schade um diese Sache*“. Zweitens: Dass es **gut** ist und der Fall sein sollte, dem Verhungerten Brot zu geben, auch wenn er es nicht bezahlen kann, – das wird nicht als empirisches Faktum erlebt, sondern als die Aufforderung auf einen zukünftigen, jetzt noch nicht gegebenen Zustand hin, auf den Zustand hin, dass er zu Essen habe.

(12) Sollenszustände, axiologisch qualifizierte Zustände, sind **transfaktische Faktizitäten** (also tatsächliche [noch]-Nicht-Tatsachen): sie existieren zwar **als Fakten** (die Schönheit einer Blume, die Gutheit der Barmherzigkeit und der Zahnschmerz sind ja etwas Wirkliches), aber als Fakten, deren Faktizität gerade darin besteht, von der gegebenen Faktizität auf eine andere, noch **nicht gegebene Faktizität** hinzudrängen (nämlich auf einen Zustand, in welchem, wiederum **faktisch**, die Schönheit nicht einfach zertrampelt, der Hungernde gesättigt und der Schmerz verschwunden sein wird: der Schmerz ist das Faktum des Drängens zur Nichtfaktizität dieses Faktums, die Schönheit ist das Drängen zur Faktizität des Noch-nicht-Faktischen, nämlich ihrer unversehrten Zukunft, und die Gutheit ist das Drängen zur Faktizität der noch nicht faktisch existierenden gerechten, sittlichen Zustände). Was **ist**, das ist so, wie es gerade jetzt ist. Dass etwas sein **soll**, bedeutet hingegen eine Festlegung für die Zukunft, eine Festlegung in das hinein, was noch **nicht ist** und vielleicht nie sein wird (die Welt soll gerecht sein – wird es aber vielleicht nie sein). **Zukunft als (noch)-Nichtsein kann im gegenwärtigen Sein aber nicht vorkommen**. Deswegen kann auch das Sollen nicht vorkommen in dem, was es real gibt, denn es verweist auf Zukunft, die es noch nicht real gibt.

5. Empirische Sprache?

(13) Der Satz (so der Wittgenstein des *Tractatus*) sagt, „*was der Fall ist, wenn er wahr ist*“⁹. Nur „*Tatsachen*“ sind etwas, „*was durch die Sprache ausgedrückt werden kann*“¹⁰. Über das, was nicht oder noch nicht „*der Fall ist*“, kann man nicht sprechen. Dahinter steht die Auffassung, dass eine Sprache nur sinnvoll sei, insoweit ihre Sätze bzw. Urteile über empirisch greifbar Existierendes sprechen.¹¹ Über Gutes und Schönes (über Ethik und Ästhetik)

⁹ Wittgenstein 1921, 36 (*Tractatus logico-philosophicus*, 4.024)

¹⁰ Wittgenstein 1921, 113 (*Tractatus logico-philosophicus*, 6.43). Vgl. ebd. 115 (*Tractatus*, 6.53): „*was sich sagen läßt*“, sind nur „*Sätze der Naturwissenschaft*“.

¹¹ „*daß in ihnen sowohl das grammatische Subjekt als auch das grammatische Prädikat für etwas steht, das existiert. ... Ethische Aussagen werden sofort als nicht mit diesem Typ übereinstimmend empfunden Es leuchtet unmittelbar ein: wenn uns eine Sache gut vorkommt, ist ihre Gutheit nicht eine Eigenschaft, die wir in die Hand nehmen können*“ (Moore 1903, 181 [§ 73], Hervorhebungen von mir).

kann man, so gesehen, nicht sprechen¹², weil beide nicht Tatsachen, nicht faktisch gegebene Zustände, sondern ein Seinsollen für die Zukunft zum Ausdruck bringen – also etwas, das noch nicht „*der Fall ist*“, etwas, das man nicht als **empirisch gegeben** vorweisen kann.

(14) Jedoch: Wenn man in diesem Sinn nur über Faktisches sprechen kann, dann kann man, genau genommen, nicht einmal mehr naturwissenschaftlich sprechen, denn auch die Naturwissenschaften reden ja über Nichtzufälliges und über eine Vorabpräsenz des Zukünftigen im gegenwärtigen Geschehen, wenn sie von der Gesetzlichkeit sprechen, von dem, was Jacques Monod die „*Notwendigkeit*“ nannte.¹³ Zum Beispiel: Wenn wir sagen „*Die heute eingepflanzte Tulpenzwiebel soll zur Tulpe werden*“, so heißt das, dass in der Zwiebel heute schon die spätere Tulpe irgendwie gegenwärtig und wirksam – vorab festgelegt – ist. In der Zwiebel ist die Tulpe gegeben, aber nicht als reale, sondern als „gesollte“ Tulpe. Wie aber soll das möglich sein? Eine „gesollte Tulpe“ ist ja *per definitionem* eine Tulpe, die es (noch) gar nicht gibt.

(15) Wenn in keiner Gegenwart **irgendetwas Zukünftiges festgelegt** – keine Zukunft als vorab festgelegte präsent – ist, dann ist aller Fortgang der Dinge **zufällig**. Dann gibt es nichts Normatives – nichts, von dem man jetzt schon wissen könnte, wie es später sein muss –, sondern es gäbe nur Faktisches: Man könnte nicht sagen, was der Fall sein **sollte**, sondern nur, was tatsächlich der Fall **ist**. Man könnte also niemals sagen, es sei der Fall, dass aus dieser Zwiebel eine Tulpe wachsen müsse, sondern man könnte immer nur sagen, *im Augenblick* sei der Fall, dass die Zwiebel eine tulpenartige Entwicklungsstufe darstelle. Man könnte aber nicht sicher sein, ob nicht im nächsten Augenblick der Fall sein werde, dass die Zwiebel zu einem Gänseblümchen geworden ist. Daher könnte man von keiner Zwiebel mehr sagen, sie sei eine *Tulpen-* oder eine *Rosenzwiebel*, weil ihre Zukunft nicht vorab festgelegt, sondern zufällig offen wäre.

6. Ist „gut“ objektive Eigenschaft oder subjektive Einstellung?

(16) Die empirische Sprache setzt voraus, dass das Sein der Dinge in sich, objektiv, kein Sollen haben könne (sei es ethisch, sei es ästhetisch), sondern dass alles Sollen nur eine subjektive Empfindung unsererseits sei. Ist dem wirklich so? Zeigt sich unserer inneren, geistigen, vernünftigen **Einsicht**, das Sein etwa des Verhungerrnden nicht doch **an ihm selber objektiv** als das Sollen, ihm Brot zu geben auch wenn er es nicht bezahlen kann? Zeigt sich dieses Sollen nicht klar als **Tatsache** – freilich als normative, nicht als deskriptive Tatsache, nämlich als ein objektives Sollen, das gerade nicht als subjektive Beliebigkeit erlebt wird, sondern von der Sache selbst ausgeht. So zeigt sich das Sollen durchaus in der empirischen Sache (freilich nicht in einem einzelnen empirischen Bestandteil [§ 2-a], sondern als Gesamteindruck): Dass man dem Verhungerrnden Brot geben müsse, auch wenn er es nicht bezahlen kann, wird von uns **nicht** als subjektiver Wunsch erlebt, den man haben kann oder auch nicht, sondern als ein Sollen, das jemand auch dann erleben und nach dem jemand auch dann handeln sollte, wenn er (z. B. wegen großem persönlichem Leid) nicht in der Lage wäre, aktuell Mitleid psychologisch zu empfinden. Er müsste dennoch **einsehen**, dass hier ein Sollen besteht, das für seine Vernunft einen **Grund** abgibt, der sein Wollen und Handeln bestimmt, auch wenn sein Wille von sich her anders wollen und wünschen würde. Ich kann subjektiv psychologisch den heftigen Wunsch haben, eine Zigarette zu rauchen und doch gleichzeitig

¹² „*Darum kann es auch keine Sätze der Ethik geben*“ (Wittgenstein 1921, 112 [Tractatus, 6.42]). Und: „*Ethik und Aesthetik sind Eins*“ (ebd. [Tractatus, 6.421]).

¹³ Monod 1970

einsehen, dass ich einen Grund habe, dies nicht zu tun: meine Gesundheit. Gründe sind nicht faktische Volitionen oder Einstellungen, sondern die Einsicht, dass es gut wäre, bestimmte Einstellungen und Volitionen zu haben bzw. nicht zu haben.¹⁴

(17) Dass etwas schön ist, ist eine Tatsache von derselben Art wie die Tatsache, dass man dem Verhungernden Brot geben soll, auch wenn er es nicht bezahlen kann. Wenn wir erleben „*Es wäre schade um diese Sache*“ (§ 11), dann ist das kein Bedauern in unserem subjektiven Interesse, sondern im Interesse der *Sache*. Es wäre hier kein Einwand, zu sagen, es sei doch ein Bedauern in unserem Interesse, weil wir einfach bedauerten, dass *wir* die Sache dann nicht mehr sähen. Was wir tatsächlich bedauern, ist nicht, dass *wir* nichts mehr zu schauen hätten, sondern dass wir gerade *diese schöne Sache* nicht mehr sehen könnten, wenn sie nicht mehr besteht. Schönheit ist die Tatsache, dass es schade wäre, wenn es anders wäre. Schönheit ist das Erleben: wenn dieses schöne Ding empfindend wäre, würde es sein Vergehen nicht wollen können.

(18) Übrigens hat Wittgenstein später selbst das Sollen als eine Eigenschaft gesehen, die dem Sein selber angehört, nicht bloß von uns hinzugedacht wird. In seinen *Bemerkungen über Frazer's Golden Bough* wendet er sich gegen die Position David Humes, dass Wertungen nur unsere subjektiven Impressionen auf die Dinge übertragen (§ 9), und fragt dagegen: „*Wenn ich sehe wie Einer umgebracht wird – impressioniert mich da einfach, was ich sehe oder erst die Hypothese, daß hier ein Mensch umgebracht wird?*“¹⁵ Wir sehen eben nicht einen Mord erst wertneutral, um dann subjektiv eine Wertung hinzuzufügen, sondern wir sehen *im* Mordgeschehen selbst seine Entsetzlichkeit und seine Hässlichkeit *eo ipso* mit.

Schriften:

Foot, Philippa: Die Natur des Guten (Oxford 2001, dt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004)

Huber, Herbert: Sittlichkeit und Sinn. Ein Beitrag zu den Grundlagen sittlicher Bildung (Donauwörth: Auer 1996)

Huber, Herbert: Philosophieren – wie und wozu? (Donauwörth: Auer 2006)

Huber, Herbert: Woran ist Ethik interessiert? In: Erwägen, Wissen, Ethik, 17. Jhg. 2006-a, Heft 4, 473-476

Huber Herbert: Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Zu den Formulierungen des kategorischen Imperativs (Türkheim 2007, unter www.huber-tuerkheim.de, hier „Philosophie und Ethik“)

Hume, David: Ein Traktat über die menschliche Natur (1739/1740), Band II (dt. Hamburg: Meiner 1906, Nachdruck 1978 [PhB 283 b])

Monod, Jacques: Zufall und Notwendigkeit. Philosophische Fragen der modernen Biologie (Paris 1970, dt. ³München: Piper 1971)

Moore, George Edward: Principia Ethica (1903, dt. Stuttgart: Reclam 1970)

Quante, Michael: Einführung in die Allgemeine Ethik (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003)

Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus (1921, ¹⁰Frankfurt am Main 1975)

Wittgenstein, Ludwig: Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften (hgg. und übersetzt von Joachim Schulte, ⁴Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999)

¹⁴ Foot 2001

¹⁵ Wittgenstein 1999, 45